

Deutsche Literatur und Weltliteratur.

Im Jahre 1797 schrieb Schiller in einem unvollendeten Entwurf über Deutschlands Größe¹: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit.“ Friedrich Schlegel nannte am Schlusse seiner Wiener Vorlesungen vom Jahre 1812 den „deutschen Geist“ den „gemeinsamen und alles verknüpfenden Träger“ für das Kulturerbe der gesamten Vergangenheit und stellte ihm die Aufgabe, „den letzten Schlußstein des Ganzen zuerst zu tage zu fördern, damit, wie einst der Zwiespalt, so auch jetzt das neue Licht von hier aus sich über die andern Nationen verbreiten könne“. Fünfzehn Jahre später erklärte Goethe², daß er „überzeugt sei, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist“. „National-literatur will jetzt nicht viel sagen“, meinte er im selben Jahre im Gespräche mit Eckermann, „die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen“.

Die geschichtliche Entwicklung hat bis heute die Hoffnungen jener Großen nur zu einem bescheidenen Teile verwirklicht, aber unsere Stellung zum Schrifttum des Auslandes ist mehr als bei jedem andern Volke eine der wichtigsten Fragen unseres literarischen Schicksals geblieben. Die Erörterungen darüber haben nie ganz geruht, und nie sind sie so laut und dringend geworden wie während des jetzigen Weltkrieges. Da die Literatur zugleich Wurzel und Blüte nationalen Lebens ist, so rührt dieser literarische Streit an die höchsten Güter unseres Volkes, an eines jeden Deutschen forgende Seele³.

¹ Werke, herausgegeben von Gütter und Wittowski XX 518.

² Über Kunst und Altertum VI (1. Heft) 131—133.

³ Für die hier behandelte Frage ist aus der letzten Zeit zu berücksichtigen: Die Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet von Richard W. Meyer. 8° (284) Stuttgart 1913, Deutsche Verlagsanstalt, geb. M 6.50. Der verstorbene Berliner Gelehrte bietet aus seiner freisinnigen Weltanschauung eine meist geistvolle, absichtlich subjektive und im ganzen nur für Kenner brauchbare Übersicht über die Vorgeschichte und den augenblicklichen Stand der weltliterarischen Entwicklung. In ähnlichem Sinne gehalten, aber sachlich von weit

So sicher, wie jeder Dichter ein Kind seines Volkes ist, wird selbstverständlich jede seiner Dichtungen, er mag wollen oder nicht, Spuren seines Volkstums zeigen. Und jeder Volksgenosse, der als einfacher Genießer oder als geschulter Beurteiler diese Dichtungen liest, wird von ihnen, weil auch er das eigentümliche Denken und Fühlen seines Volkes in sich trägt, anders berührt als ein Fremder. Nun kann es ganz gewiß nicht Aufgabe der Literaturpflege sein, die nationalen Unterschiede möglichst zu verwischen und nach einem für alle Kulturvölker gleichen Kunstempfinden zu streben. Denn je mehr besondere Arten der künstlerischen Befähigung sich auswirken, desto reicher wird die künstlerische Ernte der Menschheit sein. Gerade die Dichter, denen der Ausdruck des allgemein Menschlichen am vollkommensten gelungen ist — Homer, Dante, Cervantes, Shakespeare, Goethe — spiegeln zugleich unverkennbar die Eigenart ihres Volkes wider. Und mit kaum geringerem Rechte behauptet Bartels (130): „Die Literaturen, die im letzten Menschenalter vielleicht die Führung hatten, die französische, die russische, die nordischen, sind so entschieden national gewesen wie irgendeine früherer Zeit, und wenn die heutige deutsche es weniger ist, so liegt das vielleicht an ihrer Schwäche.“

Als Grundlage nationalen Denkens und Fühlens betrachtet Meyer nicht die gemeinsame Abstammung, sondern den „Willen zur Absonderung und Selbstbehauptung“ (21). Aus diesem Willen bilde sich die Einheit in Sprache und Überlieferung, die schließlich zu einer nationalen Literatur führe. Das „letzte Geheimnis der Individualität“ liege „weniger in einem mythischen allerletzten ‚Kern des Wesens‘ als in der jeder Analyse freilich spottenden eigenen Art der Mischung ihrer Elemente“ (214). Der nationale Gehalt einer dichterischen Persönlichkeit stamme eigentlich aus den nationalen Zeitverhältnissen. Daß beispielsweise für Goethe, Schiller und die Romantiker das Deutschtum ein Teil ihrer Persönlichkeit geworden sei, erkläre sich aus den deutschen Zuständen jener Zeit (213). Meyer sagt ausdrücklich, daß er hier mit Annahmen und nicht mit sichern Erkennt-

geringerem Gewichte ist die Aufzählung: Die Grundzüge einer Literaturbeurteilung. Aus Anlaß der „Einführung in die Weltliteratur“ von Adolf Bartels. Von Hanns Martin Eister. (Die Grenzboten. Jahrgang 73, Heft 23—25, Berlin 1914). Gegen Meyer und Eister wendet sich die stark nationale, leider stellenweise zu weitschweifige und im Tone keineswegs akademische Kampfschrift: Nationale oder universale Literaturwissenschaft? Von Adolf Bartels. 8° (II u. 140) München 1915, Callwey. M 2.— Zahlreiche seit dem Beginn des Krieges erschienene Aufsätze über den Gegenstand weist das „Literarische Echo“ nach.

nissen arbeitet. Zu wenig tritt bei ihm hervor, daß nach den Gesetzen der Vererbung die Abstammung eines Dichters für sein nationales Empfinden nicht gleichgültig sein kann. Aus der Geschichte läßt sich schwerlich nachweisen, daß die Rasse von geringerem Einfluß auf die literarische Entwicklung sei als die gerade wirksamen Kulturmächte der Umwelt.

Allerdings ist auch das Gegenteil kaum sicher zu erschließen. Bartels freilich, der Richard M. Meyer und das Judentum überhaupt seit Jahren scharf bekämpft, macht ein rassenhaft bestimmtes (94), den Juden durchaus wesensfremdes (136) Volkstum unbedingt zur Seele unserer Literatur. „Für uns andere“, sagt er in diesem Sinne (92), „ist das Nationale die Grundlage, genauer: Triebkraft und geistig-seelischer Gehalt und bleibt es alle Zeit; dann kommen wohl Einflüsse, genauer: Zeitbewegungen, äußere Formen und manchmal auch Stoffe von außen, werden gemäß dem nationalen Geiste aufgenommen und umgeformt, aber selbstverständlich besteht neben ihnen immer auch National-Ursprüngliches, von dem Fremden nicht Beeinflusstes und Beeinflußbares, und dieses muß, zusammen mit dem Nationalen, in dem in nationalem Geiste Umgeformten überwiegen, wenn eine Nationalliteratur Wert haben soll.“ Bartels gibt zu (53), daß die Rassenwissenschaft „noch in den Anfängen stehe“. Er ist sich auch bewußt, daß volle Rasseneinheit bei keinem großen Volke zu finden ist, und daß höchstens von der Vorherrschaft einer Rasse gesprochen werden darf (94). Sogar Goethe, dem er anderswo¹ nachrühmt, in ihm seien „alle Eigenschaften, die den Deutschen machen“, und sie seien zu „voller, runder, harmonischer Wesenseinheit ausgeglichen“, nimmt er (52) „nicht ganz“ für die germanische Rasse in Anspruch. Andererseits behauptet er (17): „Beweise und Herleitungen sind für die Praxis zuletzt vollkommen überflüssig, man sieht's und fühlt's eben, was deutsch ist.“ Erscheint es nicht bedenklich, die beneidenswerte Sicherheit dieses Gefühles vorzugsweise aus der Rassenangehörigkeit erklären zu wollen, wenn die Rassenverhältnisse überhaupt schwankend und dunkel sind?

Paul de Lagarde — den französischen Namen hat er bekanntlich von seiner Adoptivmutter — wollte ein Deutschland „voll deutscher Menschen und deutscher Art“, „so voll von sich wie ein Ei“: „dann“, sagte er², „ist für Palästina kein Raum in ihm“. Und dennoch schreibt dieser Deutsche, der mit der zügellosen Liebe des liberalen Schwärmers an seinem

¹ Einführung in die Weltliteratur I, München 1913, 1.

² Deutsche Schriften² (Göttingen 1891) 367.

Volke hing: „Daß Deutschland liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte. Von unsern großen Männern sind Leibniz und Lessing sicher Slawen; Handel, als Sohn eines Halloren, ist ein Kette; Kants Vater war ein Schotte: und doch, wer wird diese undeutsch schelten? Wer wird uns schelten, wenn wir sie als Exponenten deutscher Art ansehen?“¹ Mag die Herkunft dieser Großen auch nicht ganz so feststehen, wie de Lagarde anzunehmen scheint, fest steht jedenfalls, daß unsere gegenwärtigen Kenntnisse uns nicht berechtigen, dem Abkömmling einer fernstehenden Rasse von vornherein das deutsche Empfinden abzusprechen. Wo immer wir tatsächlich deutschem Denken und Fühlen begegnen, da müssen wir es anerkennen, auch wenn es nicht durch Geburt, sondern durch Erziehung entstanden sein sollte. Deutsche Art ist weder so eindeutig bestimmbar, noch zu allen Zeiten und in allen Gauen so vollkommen gleich, daß wir z. B. den Einfluß der fremden Rasse in jeder Dichtung eines deutschen Juden nachzuweisen vermöchten.

Am stärksten wird sich aber deutsches Wesen selbstverständlich da offenbaren, wo deutsche Abstammung und deutsche Bildung zusammenwirken. Dichtkunst, die auf solchem Grunde blüht, müssen wir im allgemeinen vor jeder andern pflegen, weil sie eine nur uns gegebene Besonderheit und wahrhaftig keine verächtliche Besonderheit menschlichen Könnens ist. Bartels teilt die Anschauung, daß unsere Rasse „die wertvollste der Welt“ sei (52), aber „als höflicher Mann“ will er „nur von der großen Bedeutung der lichten nordeuropäischen Rasse“ sprechen. Andere werden lieber für Deutschland das wiederholen, was für Spanien, dessen nationalen Geist auch Bartels über alles erhebt², einer der größten Gelehrten³ dieses Volkes bekannt hat: „Weil etwas spanisch ist, braucht es noch nicht das beste und einzige auf der Welt zu sein, denn Gott hat nicht alle geistige Größe zum Erbteil einer Rasse gemacht.“

Uns genügt die Gewißheit, daß die deutsche Art eine gute Art ist. „Die deutsche Nation“, sagt Eichendorff⁴, „ist die gründlichste, innerlichste, folglich auch beschaulichste unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat.“ Gründlichkeit scheint der eigentliche Kern

¹ Deutsche Schriften 24.

² Einführung in die Weltliteratur II 517.

³ Marcelino Menéndez Pelayo, Calderón y su teatro, Madrid 1881, iv.

⁴ Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands, herausgegeben von W. Rostk, Rempten 1906, 1.

unseres Wesens zu sein. Weil wir gründlich sind, suchen wir überall das Innere der Erscheinungen, die letzten Gedanken und die höchsten Gesetze der Welt — und wir finden so viel, daß wir es oft genug in keine klare Form bringen. Weil wir gründlich sind, sehen wir so leicht das Trennende, huldigen so gerne persönlichen Sonderbestrebungen — und haben doch auch wieder Verständnis für Unterordnung. Weil wir gründlich sind, glänzen wir nicht durch geistige und körperliche Beweglichkeit, sondern vervollkommen lieber mit schwerfälligem Fleiße, was raschere Denker im Fluge erhascht haben. Unsere Gründlichkeit drängt uns, den Kulturbesitz aller Völker und Zeiten zu durchforschen und trotz zahlloser Enttäuschungen immer Neues vom Ausland zu übernehmen. Unsere Gründlichkeit gibt dem deutschen Gemüte seine Wucht und Innigkeit, und unsere Gründlichkeit hat endlich das Schwerste vollbracht: sie hat das Volk des Gedankens zu den erstaunlichsten Taten befähigt.

Es leuchtet ein, daß eine solche Naturanlage gerade für die Dichtung von außerordentlichem Werte ist. Innere Wahrheit, edler und hoher Gehalt und vor allem der unwiderstehliche Zauber echter Stimmung können einer wirklich dichterischen Schöpfung, die aus den Tiefen der deutschen Seele aufsteigt, niemals fehlen. Hohles Wortgepränge ist deutscher Sachlichkeit unerträglich. Eine Kunst, die sich am Sinnlichen genügen läßt, steht deutschem Idealismus zu niedrig. Ein herzloses Virtuositentum befriedigt kein deutsches Gemüt. Vor wieviel literarischen Ungeheuerlichkeiten, vor wieviel beschämenden Umwegen und wieviel bitterer Reue wären die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts bewahrt geblieben, wenn unsere Dichter und Kritiker nicht so hastig hinter fremden Berühmtheiten hergetraht wären, sondern daheim mit unentweichter Seele an den Quellen deutschen Wesens getrunken hätten!

Dennoch können und wollen wir auch in Zukunft durch alle literarischen Fernen schweifen. Alle menschliche Eigenart ist eben als Eigenart nur ein begrenztes Stück Wirklichkeit. Unbegrenzte Möglichkeiten stehen ihr offen. Jede fremde Literatur birgt Werte, mit denen wir unsern heimischen Besitz erweitern können. Der befruchtende Einfluß des Alten und Neuen Testaments, der griechischen und lateinischen Klassiker durchzieht alle Jahrhunderte unsere Dichtung. Die großen Kunststufen unseres Mittelalters haben romanische und keltische Vorbilder, unser Drama ist an griechischen, spanischen und englischen Mustern zur Größe emporgewachsen, unser Roman hat sich bis auf den heutigen Tag an Engländern, Franzosen, Skan-

dinabiern und Russen gebildet. Wir sind also außer Stande, auch nur unsere eigene Literatur gründlich zu verstehen, wenn uns die Literaturen des Auslandes fremd bleiben. Durch die Unterschiede, die sich uns da aufdrängen, lernen wir zugleich unsere deutsche Art klarer erfassen und in mancher Hinsicht mit weniger Überhebung, in mancher auch mit mehr Selbstbewußtsein beurteilen. Jakob Grimm war gewiß einer der größten Erneuerer deutschen Sinnes, und doch sprach er nicht nur mit hoher Begeisterung von den Klassikern des Altertums, er lernte sogar die fernliegende Sprache der Serben und vertiefte sich in ihre neu entdeckten Lieder. „Wenn er überall“, sagt Michael Bernays¹ über ihn, „dem Vaterländischen den Vorrang einräumte, so mochte er doch nie den Wert der Geistesgüter, die von fremden Völkern uns dargeboten oder aus fernen Zeiten uns überliefert werden, engherzig mißachten oder herabsetzen. Seine treue, ausdauernde Liebe zum Vaterlande erhellte ihm vielmehr den Blick und erweiterte seinen Gesichtskreis, so daß er die Bedingungen erkannte, unter denen der deutsche Geist zu seiner Vollkraft gedieh, und unter denen allein er sich in seiner vollen Herrscherkraft zu behaupten vermag.“

Selbstverständlich genügt es, und muß es bei der Kürze des Lebens genügen, daß wir nur die ganz bedeutenden Werke fremder Völker kennen, die freilich auch dann, wenn sie Schöpfungen der Gegenwart sind. Denn um vollwertige Menschen von heute zu sein, müssen wir das Leben von heute innerlich erobert haben. Das aber ist auf allen Gebieten derart ins Unermeßliche gewachsen, daß niemand es unmittelbar zu überschauen, geschweige denn aus unmittelbarer Einsicht zu beherrschen vermag. Wie schon auf den niedersten Stufen der Bildung vieles nur durch das Symbol des Wortes, das die bunte Vielheit zur Einheit zusammendrängt, dem Geiste nahegebracht werden kann, so muß bei steigender Kultur immer häufiger die Betrachtung von Bildern des Lebens die Anschauung des wirklichen Lebens ersetzen. Reichstes Bild alles Lebens ist aber die Dichtung, und da jedes Volk andere Seiten des Lebens in seiner Dichtung darstellt, so können wir auf keine Literatur verzichten, wenn unser Weltbild irgendwie umfassend sein soll. Es ist ja bekannt, wie oft die Entstehungsgeschichte gerade der hervorragenden Dichtungen der Weltliteratur auf frühere Dichtungen, also auf bereits filiiertes und nicht selten von fremden Völkern filiiertes Leben zurückführt. Selbst ein so mächtiger Geist wie

¹ Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte II Berlin 1903, 371.

Shakespeare hat seine besten Stücke aus englischen und nichtenglischen Novellen und Dramen geschaffen. Aber auch für den Leser gilt einigermaßen, was Meyer (87) für den Dichter bemerkt: „Die Dinge kommen gar nicht unmittelbar an den Dichter heran, sondern ihn umgibt eine Atmosphäre reinen Kunstempfindens, die sie schon filiiert in ihn eingehen läßt. Damit sie auf ihn wirken können, ist deshalb eine um so größere Intensität des Erlebnisses nötig; er muß sein Sein zum Menschheitssein erweitern und das Erlebnis der Welt in sich Form gewinnen lassen.“ Natürlich darf daneben, wenn echte Kunst geschaffen oder genossen werden soll, die unmittelbare Beobachtung des äußeren und inneren Lebens der wirklichen Welt nicht fehlen. Dazu aber findet sich nach der Meinung eines der geachtetsten unter den lebenden Kritikern¹ auf einem Gebiete von 6 Quadratkilometern Gelegenheit genug.

Übrigens ist die Begrenztheit unserer Eigenart nicht der einzige Grund, warum wir die Literaturen des Auslandes brauchen: unsern nationalen Vorzügen stehen, wie bei jedem Volk, nationale Fehler gegenüber, die sich auch in der Literatur schmerzlich bemerkbar machen. Unsere Innerlichkeit raubt uns leicht den Blick für das Tatsächliche, für den unerschöpflichen Reichtum der Welt, den die englische Literatur so klar und ruhig ausbreitet. Unser Tiefsinn, manchmal auch unsere Schwerfälligkeit oder unser Individualismus ist schuld daran, daß wir den ästhetischen Wert der Form oft übersehen, daß wir allzu leicht Drama und Lyrik oder Drama und Roman vermengen, ohne zu bedenken, daß jede Art in ihren Mitteln zugleich ihre strengen Gesetze hat, und daß die Verwendung dieser Mittel zu artfremden Aufgaben ihre Tauglichkeit von vornherein schwächt. Für das alles, für die Reinheit und Leichtigkeit der Form wie für die Achtung vor der Weisheit überlieferter Regeln, sind uns die alten Klassiker und die romanischen Dichter der Neuzeit unvergleichliche Lehrer. Wir haben es in der Vernachlässigung unserer Muttersprache zu trauriger Berühmtheit gebracht: Holländer und Skandinavier können uns zeigen, daß sorgfältige Sprachpflege nicht die Liebhaberei einiger Feinschmecker, sondern eine ernste Angelegenheit aller wahrhaft Gebildeten sein soll. Der Fortschritt unserer Zivilisation erschwert immer zahlreicheren Volksgenossen die Fühlung mit der Natur, aus der doch stets frische Lebensäfte aufsteigen müssen, damit der stolze Baum der Kultur nicht verdorre: in heilsame Erinnerung rufen

¹ Émile Faguet, *L'art de lire*, Paris 1912, 35.

uns das die noch verhältnismäßig naturnahen Literaturen der Slawen und Magyaren. Und während unser Hang zum Rationalismus und die Verweltlichung des literarischen Lebens unsern seelischen Zusammenhang mit der Religion, dem ewigen Urboden aller Dichtung, unaufhörlich bedrohen, lassen uns die semitischen Literaturen in gewaltigen Bildern die Schauer des Göttlichen ahnen. Mit einem Worte: wir würden uns die Überwindung unserer literarischen Schwächen nicht bloß erschweren, wir würden unsere literarische Verbollkommenung unmöglich machen und schließlich durch Inzucht verkümmern, wenn das Gerede von einer geistigen Grenzsperrre jemals mehr werden könnte als bloßes Gerede.

Aber unser deutsches Wesen sträubt sich mit allen Fasern gegen eine solche Einengung. Wir sind zu gründlich, als daß wir an den Schönheiten der fremden Literaturen achtlos vorbeigehen könnten. Als die geschichtliche Entwicklung uns auf den Plan führte, hatten manche Kulturen ihre Blüte oder gar ihren Verfall schon hinter sich: wir wurden naturgemäß ihre Erben, zumal da auch unsere angeborene Befähigung uns mehr zu Vollendern als zu bahnbrechenden Schöpfern bestimmt. Es ist, genau besehen, eine Forderung der deutschen Art überhaupt, was Meyer (267) als das Ideal unserer zeitgenössischen Dichtung bezeichnet: allen geistigen Besitz der Menschheit, soweit nur ein einzelner das vermag, im Erlebnis aller Dichter nachzuerleben und in sich weiterwirken zu lassen. Unsere Erfahrung bezeugt uns hundertfach, daß ein Kunstwerk durchaus nicht aus deutschem Geiste geboren zu sein braucht, um uns zu entzücken. Die ägyptischen Pyramiden, die Hagia Sophia und der Tadsch Mahal sind uns so wenig stumm wie die Kartause von Pavia oder das britische Parlament. Uns ergreifen die majestätischen Worte der jüdischen Propheten, der ruhelose Schmerz eines Dante und die unvergeßlichen Gestalten des einzigen Cervantes; aber auch Florentinische Bildhauer und Venetianische Maler, eine Symphonie von Tschaikowskij, ein französischer Roman, ein schwedisches Lied tragen uns oft auf Höhen reinen Genusses. Und wer gar mehr als deutscher Genießer, wer deutscher Kritiker sein will, für den wird in der Hauptsache doch gelten müssen, was mit etwas zu weltbürgerlicher Verkennung nationaler Gebundenheit einer der Begründer unserer Kritik, August Wilhelm Schlegel, in der ersten seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ausspricht: „Ein echter Kenner kann man nicht sein ohne Universalität des Geistes, d. h. ohne die Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, mit Verleugnung persönlicher Vorliebe und blinder Gewöhnung uns in die Eigenheiten anderer

Völker und Zeitalter zu versehen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkt heraus zu fühlen und was die menschliche Natur adelt, alles Schöne und Große unter den äußerlichen Zutaten, deren es zu seiner Verkörperung bedarf, ja bisweilen unter befremdlich scheinenden Verkleidungen zu erkennen und gehörig zu würdigen.“

Nicht eine Verwischung, sondern eine Verbesserung unserer Eigenart wird die Folge dieser geistigen Rassenkreuzung sein, vorausgesetzt, daß wir endlich aufhören, die Güte des fremden Papiereß nach dem Lungenaufwand oder der Kennermiene derer zu beurteilen, die es in der allzeit offenen Börse der Tagesmoden geschäftig ausschreien. Wenn Bartels die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 11. April 1915 gelesen hat, wird er eine grimmige Genugtuung empfunden haben. Denn da erhebt (113) Ludwig Fulda, also einer aus der Rasse, gegen die Bartels unerbittlich kämpft, dieselbe Anklage, die Bartels so oft verübelt worden ist: „Wir haben die Überschwemmung mit wahllosem Massenimport zu einer derartigen Hochflut anschwellen lassen, daß unsere eigene Produktion darin kläglich zu versinken und zu ertrinken drohte. Kein fremder Schundroman durfte unseren Zeitschriften und Verlegern, kein fremdes Effektstück unseren Bühnen entgehen. Diese widmeten einen erheblichen Teil ihrer Spielabende, manchmal die Hälfte, manchmal mehr als die Hälfte der ausländischen Dugendware; ja, wir hatten Theater, die überhaupt nur solche und gar keine einheimischen Stücke aufführten. Sie wurden dabei unterstützt von einer gewissen Kritik, die noch dem letzten Pariser Botenschwank mehr Wohlwollen im Urteil und mehr Respekt im Ton entgegenbrachte als den neuen Werken unserer besten Dichter. . . . Eine tiefe Entmutigung ging durch die Reihen unserer Künstler, der anerkannten wie der erst um Anerkennung ringenden, da ihr Platz an der Sonne sich zu gunsten der Ausländer zusehends einengte, und viele von ihnen darben mußten, während auf jene sich ein deutscher Goldstrom ergoß. Nur ein verzweifelter Mittel blieb übrig: sich zum Zweck eines aussichtsreicheren Wettbewerbs unter fremder Maske zu verstecken. In der Tat, ebenso wie allerlei Firmen ihren Erzeugnissen eine französische oder englische Etikette aufklebten, wie die Mehrzahl der Variété-Artisten ihre simple Herkunft aus Stettin oder Rudenwalde durch einen möglichst exotisch klingenden Namen sorgfältig verschleierten, so sind mir auch verschiedene Fälle bekannt, wo deutsche Autoren ein ausländisches Pseudonym annahmen, weil sie dadurch bei ihren Landsleuten auf eine Erhöhung ihres Kredits rechnen durften. Welchem Deutschen

treibt im jetzigen Augenblick diese Tatsache nicht die Schamröte ins Gesicht?" Gewiß, wo sich bei Deutschen, sie mögen Dichter, Kritiker oder Genießer sein, ein so würdeloses Gebaren findet, da ist alle Literaturpflege in schlechten Händen. Und weil leider sehr weite Volkskreise von verderblicher Ausländerei angesteckt sind, mahnt Bartels (139) mit vollem Recht, daß unsere Aufnahmefähigkeit für Fremdes doch nur dann Wert hat, „wenn wir zunächst einmal uns selber treu bleiben, wenn neben Weite und Freiheit auch Tiefe und Stärke stehen, wenn wir uns, so viel auch an uns herantritt, nie selbst verlieren, sondern immer im alten, stets erneuten Geiste unseres Volkstums leben“.

Letztes Maß der Literaturpflege kann aber auch das Volkstum nicht sein. Denn „es ist ja klar“, sagt Bartels selber (15), „daß den Vorzügen des Volkstums, der Persönlichkeiten und der von ihnen geschaffenen Kunst auch Schattenseiten entsprechen“. Was Licht, was Schatten ist, was dem Volkstum frommt, was ihm schadet, kann nicht ausschließlich aus den eigentümlichen Merkmalen des Volkstums selber abgeleitet werden. Sondern da das Volk aus Menschen besteht, und da die Dichtung eine menschliche Schöpfung ist, ergeben sich allgemein menschliche, also über-nationale Gesetze, deren Übertretung, wenn sie in der Anlage eines Volkes wurzelt, eben eine Schattenseite dieses Volkstums darstellt. Das über-nationale Werturteil hat nach Hanns Martin Eister (490—491) „für jetzt und alle Zeiten seinen kritischen Maßstab darin, wieviel Lebensenergie eine Zeit offenbart“. „Lebensenergie allein“, behauptet Eister, „ist die Gesundheit eines Volkes, einer Literatur! Alle andern Behauptungen, Maßstäbe können nur relative Geltung beanspruchen, während für den universalen Literaturwissenschaftler nur ein absoluter Maßstab in Betracht kommt. . . . Von diesem Standpunkte aus gewinnen wir sofort die rechte Stellung zu allen Tages- und Zeiterscheinungen, wie zur Abnahme der Geburten, die noch keineswegs eine Abnahme der Lebensenergie — also eine Defizienz —, sondern nur eine Übertragung der Lebensenergie auf andere Lebensäußerungen und Gebiete bedeutet, wie zur Zunahme der Verbrechen, die sogar, wenn man von allem Ethischen absieht, eine Zunahme der Lebensenergie ausdrücken kann (ich denke hier an die Zeit der italienischen Renaissance), wie zu den Wirtschaftsformen, zum Judentum, zu allem, das Bartels nur tendenziös zu beurteilen vermag, während es doch tendenzfrei beurteilt sein muß.“ Also auch die „Lebensenergie“, die durch Verminderung der Geburten das Volk dem Untergang überantwortet,

auch die „Lebensenergie“, die durch zunehmende Verbrechen die menschliche Gesellschaft unterwühlt, beweist noch nichts gegen „die Gesundheit eines Volkes, einer Literatur“? Die Einschränkung: „wenn man von allem Ethischen absieht“, löst den Widerspruch nicht, denn im Begriff der Volksgesundheit ist das Ethische notwendig eingeschlossen.

Nein, wer die Lebensenergie zum Maßstab für den Wert eines Volkes oder einer Literatur macht, der darf nicht an eine Energie denken, die das menschenwürdige Leben schwächt oder gar vernichtet, sondern der muß unter den Begriff der Lebensenergie die Kräfte zusammenfassen, die ein der menschlichen Natur entsprechendes, also ihre verschiedenen Strebungen harmonisch einendes Leben schaffen und steigern. Die so verstandene Lebensenergie ist dann allerdings das endgültige Maß auch für den Wert einer Dichtung. Auch die Dichtung steht um so höher, je kraftvoller sie eine harmonische Menschennatur ergreift. Bei aller Unsicherheit unseres Wissens vom Schönen gibt es einige unmittelbar aus dem Wesen menschlicher Kunst erwachsene Forderungen, die wir alle in jedem Werke erfüllt sehen wollen. Es ist nur eine Folge dieser Einmütigkeit, daß eine immerhin große Zahl von Dichtungen sich die Anerkennung der Kulturmenschheit dauernd erobert hat.

Wie wir es aber als eine Minderung unseres ästhetischen Wohlgefallens und deshalb auch als eine Minderung des Kunstwertes empfinden, wenn einer Dichtung die Einheit fehlt, oder wenn der Dichter mit reinen Begriffen arbeitet, statt anschaulich zu gestalten, so müssen wir im Namen der Kunst auch alles andere bemängeln, was den Kunstgenuß stört, z. B. alles, was den schroffen Widerspruch unseres Verstandes herausfordert, alles, was unüberwindlichen Ekel oder geschlechtliche Erregung weckt. Werden durch die Störung zugleich Lebensgüter von noch höherer Bedeutung als die Kunst ernstlich gefährdet, so ist die Ablehnung solcher Werke nicht mehr bloß ein Gebot der Kunst, sondern je nachdem auch ein Gebot der sozialen Kultur, der Sittlichkeit, der Religion. Die für das Bestehen und den Fortschritt der Menschheit wesentlichen sittlichen und religiösen Forderungen lassen sich aus der Menschennatur und aus der Geschichte mindestens mit der Klarheit ableiten, daß kein Dichter sich die Verwegenheit zutrauen darf, an diesen Grundlagen zu rütteln. Deshalb zeugt es weder von Einsicht noch von sicherem Gefühl für Verantwortung, daß Elster (546) meint, wir könnten „für das universale Werturteil der Kunst den Begriff des Sittlichen nicht verwenden“, und (547) die

„Nascibität“ einer Dichtung schade „echter Lebensenergie nie, zumal wenn eine reine Kunstform sie in die ästhetischen Betrachtungskreise rückt“. Dagegen betont Bartels (64) mit einer Entschiedenheit, die den Dank jedes Deutschen verdient, das Recht, auch einmal „einem wirklichen Dichter, der auf gefährlichen Bahnen wandelt, Vorhaltungen zu machen“. Und er fügt hinzu: „Dieses Recht aber wird zur Pflicht, wenn, wie zu unserer Zeit, die Volksgesundheit erschüttert ist; dann ist der bewußte Amoralismus der Dichter einfach Verbrechen und der unbewußte jedenfalls nicht zu respektieren. Denn auch der Dichter ist ein Sohn seines Volkes und hat an dessen Heil zu denken, hat Verantwortung für jede Zeile, die er veröffentlicht.“

Wenn also die Ehrfurcht vor den Ewigkeitswerten der Religion und vor den durch Jahrtausende geheiligten Grundlagen des sittlichen Lebens zur gesunden Entwicklung eines Volkes und seiner Dichtung unerläßlich ist, wenn unsere Literatur zu ihrer vollen Entfaltung zugleich die Kräfte des eigenen Volkstums und den besten Besitz aller fremden Literaturen braucht, dann dürfen wir deutsche Katholiken wohl sagen, daß unsere Mitarbeit für das Gedeihen unseres nationalen Schrifttums von Bedeutung ist. Unsere Kirche bietet in ihrer durchdachten Einheit und sturmerprobten Lebenskraft dem Dichter wie dem Kritiker in allen Fragen der Weltanschauung eine Führung, deren Zuberlässigkeit nicht übertroffen werden kann, und deren wunderbare Anpassungsfähigkeit der Eigenart jedes Volkes gerecht wird. Wir Katholiken bewahren den ununterbrochenen Zusammenhang mit den geistigen Mächten, die unsere Literatur von ihren Anfängen durch die Jahrhunderte einer ruhmvollen Geschichte bis an die Schwelle der neuen Zeit geführt haben: so unlöslich wurzeln wir im uralten Boden unseres Volkes. Und zugleich sind wir in einer unerschöpflich reichen Gedankenwelt mit allen Katholiken der Erde vereint, so daß wir tatsächlich jene Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens verwirklichen, die nach Goethes Ansicht die Voraussetzung einer Weltliteratur ist.

Allerdings kann eine Literatur mit so ernsten und hohen Zielen nicht den Markt beherrschen. Auch Goethe meinte ja¹, was der Menge zusage, sei nicht das „Ernste und eigentlich Tüchtige“: die wenigen, „denen es um das Begründete und von da um den wahren Fortschritt der Mensch-

¹ Brief vom 11. November 1829 an die Berliner Gesellschaft für in- und ausländische Literatur.

heit zu tun" sei, müßten „eine stille, fast gedrückte Kirche bilden". Dennoch haben der katholischen Weltliteratur auch in den letzten Jahrzehnten Namen von europäischem Range nicht gefehlt. Uns gehören Enrico von Handel-Mazzetti, Henryk Sienkiewicz, Patrick Sheehan, Francis Thompson, Guido Gezelle, Luis Coloma. Und manche, die in andern Lagern gelebt hatten, — Coppée, Huysmans, Bourget, Claudel, Benson, Jørgensen — traten zuletzt, mit dem Ruhm ihrer Kunst gekrönt, unter unsere zukunftsichern Fahnen.

Und so wollen wir fortfahren, auf unsere Art den geistigen Freihandel zu fördern, zu dem sich Erich Schmidt bekannte, als er in seiner Wiener Antrittsrede von Wegen und Zielen der deutschen Literaturgeschichte sprach, jenen weltweiten Freihandel, den auch Gaston Paris¹ als ein Grundgesetz des literarischen Fortschritts ansah. Aber in allen Fernen soll der Muttersprache wonnesamer Laut durch unsere Erinnerung schweben, und inmitten aller fremden Schönheit soll deutsches Wesen unsere Kraft und unsere Sehnsucht bleiben.

¹ La poésie du moyen-âge, Paris 1895, xv.